

Karriere machen Frauen am besten kinderlos

Viele Hürden lassen sich heute zwar überwinden. Frau hat dann Spitzenjob und Familie, aber nichts mehr vom Leben



Katja Rost

Mit 38 Jahren wurde ich Mutter. Vorher war kein Platz in meinem Leben für Kinder. Ich zog berufsbedingt häufig um. Partnerschaften gingen in die Brüche. Karriere, Erfolg, Freiheit standen an erster Stelle. Ein Kind passte nicht in dieses Lebensmodell und war in meinem Umfeld auch nicht angesagt.

Ich bin kein Einzelfall. Vielen Frauen geht es heute wie mir. Wir wollen unabhängig und im Beruf erfolgreich sein. Allerdings ist unsere Fertilität im Gegensatz zum Mann begrenzt. Frauen werden Mutter in der dritten, spätestens vierten Lebensdekade. Also in der Zeit, in der auch Ausbildung und Karriere stattfinden. Um Beruf und Familie zu vereinen, entscheiden wir uns für eine Hinauszögerung der Schwangerschaft in das 35. Lebensjahr und später. Medienberichte suggerieren, dies sei problemlos möglich. Die Realität sieht anders aus.

Trotz moderner Reproduktionsmedizin bleibt jede zehnte Frau im Alter von 35 Jahren und jede dritte Frau im Alter von 40

Jahren kinderlos. In meinem Bekanntenkreis finden sich etliche dieser unfreiwilligen Schicksale. Zudem steht ein nicht unerheblicher Teil von uns vor dem Problem wegen karrierebedingter Umzüge dann keinen Partner mehr zu haben, wenn die Familienplanung an Relevanz gewinnt. Das Kennenlernen eines Mannes ist herausfordernd: Männer fürchten kinderlose Frauen im Alter zwischen 35 und 40 Jahren.

Bei Erfüllung des Kinderwunsches setzen sich die Probleme fort. Die Zeit und die Flexibilität, die Karrierejobs erfordern, sind inkompatibel mit Kindern. Zum einen lassen sich regelmässige Auslandsreisen, Abendtermine und eine 60-Stunden-Woche nur schwer mit der Kinderbetreuung vereinbaren. Männlichen Kollegen fehlt hierfür das Verständnis, weil sie mehrheitlich mit Teilzeit- oder Hausfrauen liiert sind. Zum anderen wollen Mütter ihre Kinder nicht ausschliesslich fremdbetreut aufziehen. Väter übernehmen diese Aufgaben aber nach wie vor selten, so dass die Frauen einspringen.

Hinzu kommen die horrenden Kosten für die Kinderbetreuung in der Schweiz, wenn beide Eltern Vollzeit arbeiten. Subventioniert wird das Teilzeitmodell. Neben regulären Kosten für die Krippe ist mit Zusatzkosten für Babysitter bei Abendterminen oder Auslandsreisen und für die Haushaltshilfe zu rechnen. Bei uns belaufen sich diese Kosten monatlich auf 5000 Franken. Dies ist noch erträglich, wenn sich die Eltern einen Wohn-

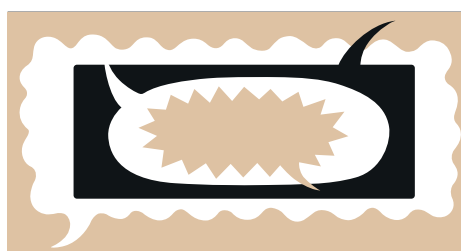


“Männlichen Kollegen fehlt hierfür das Verständnis, weil sie mehrheitlich mit Teilzeit- oder Hausfrauen liiert sind.“

sitz teilen. Wenn man aber, wie in unserem Fall, berufsbedingt zwei Wohnungen unterhalten muss, lohnt es eigentlich nicht mehr zu arbeiten.

Sind diese Hürden überwunden, bleibt die Sinnfrage. Nun hat Frau zwar Karriere und Familie, aber nichts mehr vom Leben. Dieses findet zwischen Arbeit, Haushalt und Terminabstimmungen mit Partner, Grosseltern, Babysitter statt. Spätestens hier überwiegt der Neid auf die Teilzeitfrau. Diese erscheint nicht gestresst in der Krippe und hat den Luxus von Zeit für Haushalt, Kinder, Friseur und Freunde. Auch fürs Räbeliechtlschnitzen bleibt keine Zeit. Nach anfänglichen Versuchen, Karriere und Familie zu vereinen, entscheiden sich deswegen 80 Prozent der Schweizer Mütter für das traditionelle Teilzeitmodell. Ich verstehe diese Frauen mittlerweile gut. Ihnen mangelnde Emanzipation vorzuwerfen, verkennt die Problemlage. Karriere machen Frauen nach wie vor am besten kinderlos. Die Lösung dieses Dilemmas erfordert berufliche Aufstiegsmöglichkeiten, die mit Familie vereinbar sind. Letztere existieren bis jetzt nur auf dem Papier, besonders für Leitungspositionen in der Wirtschaft. Kein Wunder, dass schon bald jede dritte hochgebildete Frau kinderlos bleiben wird. Sei es als bewusste Entscheidung. Oder weil es für Kinder zu spät ist.

Katja Rost ist Soziologieprofessorin an der Universität Zürich.



Showdown

Stefan Bühler

Es war einmal ein Kabiskopf. Der stand mitten auf einem Kabisacker im unteren Gürbetal und machte sich Gedanken. «Was wäre», fragte er sich, «wenn wir unsere Unabhängigkeit ausriefen? Könnten wir dann tun und lassen, was wir wollten?» Ein wohliges Schaudern durchrieselte ihn vom Wurzelstock bis in die Blattspitzen. Im Überschwang konnte er keine Grenzen mehr: «Könnten wir sogar noch unabhängiger werden, wenn wir die Unabhängigkeit zusammen mit dem oberen Gürbetal ausriefen?»

All dies ging dem Kabiskopf nicht mehr aus dem Kopf. Nach Tagen und Nächten des Grübelns fragte er seine Nachbarn, die Kabisköpfe in den Reihen vor, neben und hinter sich: «Wollen wir unsere Unabhängigkeit ausrufen?» Die andern Kabisköpfe blickten regungslos - und schwiegen zwei ganze Wochen lang. Unser Kabiskopf wusste nicht, ob sie nachdachten oder ihn einfach ignorierten. Bis eines Abends der Kabiskopf vorne links zurückfragte: «Und wer zahlt dann die Agrarsubventionen für uns? Das obere Gürbetal jedenfalls nicht!» Hätten sie ein Gelenk dafür gehabt, hätten die andern Kabisköpfe nun alle genickt. So aber murmelten sie nur: «Genau! Richtig! Präzise!»

Unser Kabiskopf war darob zutiefst enttäuscht, umso mehr als er noch nie einen einzigen Franken der Subventionen gesehen hatte. Neun Tage garte es in ihm. Dann rief er wutentbrannt: «Das Geld fliesst alles zum Bauern!» Und nur zwei Tage später brach es aus ihm heraus: «Ich bin ab sofort unabhängig!»

So laut wurde in jenem Jahr keiner der andern Kabisköpfe mehr. Aber wer genau hinhörte, vernahm von da an ein ständiges Grummeln und Brummeln über dem Acker. Es herrschte grosse Unruhe. Bis an einem nebligen Herbstmorgen Jaromir, der Erntehelfer, auf den Acker stapfte, um die Kabisköpfe abzuernten.

Medienkritik

Quatsch, der vielleicht die Medien rettet



Michael Furger

«Die schlimmsten Fan-Tattoos». Das war ein Titel auf dem Online-Portal Watson diese Woche. Darunter Bilder von üblen Tätowierungen auf allen möglichen Körperteilen. Ist das Journalismus? Eher nicht, aber es hat viel mit Journalismus zu tun.

Portale wie Watson sind der Sandsack der Medienkritiker. Nirgendwo sonst lassen sich derart einfache Beispiele für niveaulose Publizistik finden. Eines dieser Portale, das deutsche Bento, wurde diese Woche vom Satiriker Jan Böhmermann vor laufender Kamera zerlegt. Bento ist das Jugendportal des Magazins «Der Spiegel». Böhmermanns Tirade dauerte 20 Minuten. Die Kurzfassung: geschmacklos, primitiv, Müll, eine Verblödung der jungen Generation. Tatsächlich ist auf Bento, Watson und Co. Müll zu finden. Einige Beiträge sind unter jeder Kanone. Aber es gibt dort auch anderes: gute Ideen, auf den Punkt geschriebene Stücke. Wir kommen gleich dazu.

Alle Nachrichtenportale, auch jene von Abonnementszeitungen, holen einen grossen Teil ihrer Leser über die sozialen Netzwerke und Suchmaschinen auf ihre Seite. Portale wie Watson und Bento richten sich

“Oft sind die Texte flapsig getitelt, dafür meistens klar strukturiert und verständlich geschrieben.“

an ein jüngeres Publikum. Das ist schwieriger, es reagiert auf andere Lockungen. Darum ködern sie es auf Facebook mit seichten und emotionalen Geschichten, mit Tierbildern etwa oder mit hässlichen Fan-Tattoos. Aber wenn der Leser einmal auf der Seite ist, soll er die Texte mit Substanz lesen: über Innenpolitik, Wirtschaft und Internationales. Davon gibt es auf diesen Portalen viele, und häufig sind sie clever erzählt. Oft sind sie flapsig getitelt, dafür meistens klar strukturiert und verständlich geschrieben: «Drei Gründe, weshalb Trump die Republikaner im Sack hat», hiess es diese Woche auf Watson. Es folgte ein kurzes und griffiges Erklärstück.

Das Konzept funktioniert offenbar. Unter den meistgelesenen Artikeln figuriert nicht der Quatsch, sondern zum grossen Teil die politischen Storys: über Katalonien, die eidgenössische Jugendbefragung oder die Rentenreform. Offenbar interessiert sich das jüngere Publikum dafür, wenn man es mit einem Trick heranzuführt.

Portale wie Watson sind eine der grössten Hoffnungen der Medien, einen Weg zu einem Publikum zu finden, das sie sonst entweder komplett an Facebook verlieren oder - und das wäre übler - an die Fake-News-Sites. Sie versuchen eines der grössten Probleme der Branche zu lösen: die jungen (und vielleicht auch etwas älteren) Leser mit seriösen Nachrichten zu erreichen. Der Quatsch, den sie dafür als Lockvogel einsetzen, könnte den Medien der einst den Kopf retten. (Und manchmal ist er auch wirklich unterhaltsam.)

Grenzerfahrung

Zeiten des Nordföhns



Barbara Hofmann

Die Blätter des Khakibaumes sind spurlos verschwunden, und die Linden haben die toten Äste abgeworfen. Der Nordföhn hat ganze Arbeit geleistet. Die ganze lange Nacht über hat er geblasen und mit allem gespielt und geklappert, was nicht festgezurrert war.

Nichts bleibt, wie es war in der Zeit des Nordföhns. Der Boden ist übersät von Walnüssen und Kastanien. Der Himmel ist stahlblau und blankgefegt von allen Wolken. Was vorher als feinstaubbeladener Nebel aus Norditalien hochkroch, ist fortgepusht. Die Luft scheint mehr Sauerstoff zu enthalten als normal. Sie ist fast unwirklich klar und die Tessiner Landschaft bis zum weitest entfernten Berggipfel sichtbar. Ein belauschter deutscher Tourist sagte: «Bei diesem Wetter denkst du dauernd, du wärst besoffen.»

Der Arbeitsplatz der Schreibenden befindet sich in der Nähe des Ospedale San Giovanni von Bellinzona. Sie ist akustisch eng mit dem Leben am Spital verbunden. Vor allem mit dessen Notfalleinsätzen. Die Sirenen der Rettungswagen scheinen an Nordföhntagen nicht aufzuhören. Kein Wunder: Nie ist es in der italienischen Schweiz so schwierig, heil über Fussgängerstreifen zu

kommen, wie zu Nordföhnzeiten. Autofahrer scheinen vergessen zu haben, dass sie je eine Führerscheinprüfung absolviert haben. Sie fahren falsch herum in Einbahnstrassen oder fädeln gar als Geisterfahrer auf der Autobahn ein. Es herrscht eine generelle Gereiztheit und Aggressivität im öffentlichen Leben, böse Worte scheinen leichter auf der Zunge zu liegen.

Es sieht aus, als ob momentan auch die Politik im Tessin unter Nordföhn leide. Die Parteien und die Medien bombardieren sich gegenseitig, als gäbe es keine ethischen Richtlinien in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mehr. Jedes noch so kleine politische Geschäft liefert Vorwand für Streit und massive gegenseitige Vorwürfe.

Es ist seit langem bekannt, dass der Föhn bei sehr vielen Menschen Beschwerden auslöst, die, über das vegetative Nervensystem gesteuert, von völliger Apathie und Lustlosigkeit einerseits bis hin zu Streitlust und Jähzorn andererseits reichen können. Das heisst es zumindest in der wissenschaftlichen Literatur. Dazu kommen Erscheinungen wie Muskelzucken, Herzklöpfen, Kopfschmerzen oder die Zunahme von Kreislaufbeschwerden.

Während der Südfohn auf der Alpennordseite wesentlich besser erforscht ist, fehlen zum Nordföhn noch wissenschaftliche Erkenntnisse. Eindeutig fest steht lediglich eine Erfahrung: Wenn die Menschen auf der Alpennordseite anfangen, besonders seltsam zu werden, ist oft der Nordföhn im Spiel.

Barbara Hofmann ist Korrespondentin für deutschsprachige Medien im Tessin.